Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 43

Artikel: Thalia auf dem Lande

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642554

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Thalia auf dem Lande.

Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger.

Ich war nach meinen Begriffen endgültig in die Reihe der Erwachsenen eingetreten und hatte eben den ernsthaften Beschluß gefaßt, die Brücke ins Traumland abzubrechen, um dem Leben nach Art verständiger Menschenkinder beizukommen. Meine Pläne und Entwürfe zu historischen Dramen, für die ich verstohlenerweise neben der Feldarbeit fleißig Studien gemacht, waren mir fast von heute auf morgen wunderlich und einfältig vorgekommen; ich hatte sie, wenn auch mit schwerem Herzen, in der Fußtruhe eines alten Kleiderkastens verschwinden lassen.

Um diese Zeit wohnte ich in einem benachbarten Dorfe der Aufführung eines Volksstückes bei, welches Ereignis mir insofern zum Verhängnis wurde, als es meine kaum beurlaubten heimlichen Götter durch ein Hinterpförtchen wieder zurückrief. Sie kamen freilich in ärmerem Gewande, als sie weggegangen waren; statt des Dichterlorbeers zeigten sie mir den bescheideneren aber dafür erreichbaren Mimenkranz.

Theaterspielen!

Wer hätte nicht einmal die heiße Lust im Herzen verspürt, selbstherrlich den eigenen engen Lebenskreis zu durchbrechen und den unmöglichsten Möglichkeiten durch einen Handstreich plötzlich Form und Dasein zu geben: seht, ihr lieben kleinen Mitmenschen, das bin ich! Alles andere war eine armselige Fabel! Ich bin ein Graf, ich habe vier Reitpferde im Stall! Ich bin ein Wohltäter, ich verschenke Tausende, das ist so eine kleine Grille von mir . . .

Der Wunsch ließ sich nicht mehr wegweisen und wurde schnell zum greifbaren Plan, die scheinbar unbezwinglichen Hindernisse stärkten nur den Willen zur Ueberwindung. Da ein dramatischer Verein auch der bescheidensten Art in unseren einsamen Höfen und Nestern nicht bestand, so blieb mir nichts anderes übrig, als mit meiner Idee hausieren zu gehen, was ich auch sogleich mit innigem Eifer tat. Neben einem aus unser fünf gesangsfrohen Jungburschen bestehenden satzungs- und kassenfreien Liederkränzchen, über dem mein in einem nahen Dörfchen als angehender Schulmeister amtender Bruder etwa an Sonntagabenden den Taktstock schwang, hatte ich in Kurzem noch zwei andere Altersgenossen zu der zwanglosen Vereinigung angeworben und wir gingen nun unverzüglich daran, uns nach passendem Theaterstoff umzusehen.

Das war nun freilich keine leichte Sache, denn das zu wählende Stück mußte eine ganze Reihe von Vorzügen und Eigenschaften in sich vereinigen. Vor allem durfte es keine Damenrollen enthalten. Nicht daß in unserem Kreis eine bemerkbare Abneigung gegen das schöne Geschlecht bestanden hätte, im Gegenteil. Aber da wir sozusagen in der Luft standen und unsere Versammlungen wie Geheimbündler jeweilen spät nach Feierabend bald da bald dort, in einer Bauernstube oder in einem Sticklokal abhalten mußten, wäre der Zudrang zu unserer Loge jedenfalls kein großer gewesen.

Im Weiteren versprach ich mir von einem Theaterstück nur dann einen durchschlagenden Erfolg, wenn dieses neben ausgelassenen, lustigen Szenen einige glänzende Rühreffekte aufwies, ähnlich demjenigen, das mir als Vorbild vor Augen schwebte. Was uns die Wahl aber fast noch mehr erschwerte, war der Umstand, daß unser Stück bei sieben Rollen mindestens sechs Hauptrollen enthalten mußte. Welcher von uns hätte sich mit der bescheidenen eines Bedienten oder gar Statisten abfinden mögen?

Von den wenigen uns zugänglichen Lustspielen und Volksstücken erwiesen sich fast alle gleich auf den ersten Blick als unbrauchbar. War das eine zu kurz, so hatte das andere gleich sechs bis acht Rollen zu viel. Das dritte stellte nach unseren Begriffen ungeheuerliche Anforderungen an Bühne und Kostüme, während dem vierten boshafterweise wieder die unerläßliche sentimentale Note abging.

Unsere Verlegenheit brachte mich auf den Gedanken, selber etwas passendes zusammenzuklittern und alsobald machte ich mich daran, zu nachtschlafender Zeit allerlei Gespräche und Auftritte aneinanderzureihen. Betreffend Stoff und Milieu war ich keinen Augenblick im Zweifel: was konnte es für uns passenderes geben als ein Studentenstück? Meine Mitbeflissenen hätten wohl enttäuschte Gesichter gemacht, hätte ich die Figuren einfach aus unserer nächsten Umgebung genommen; den Bauernhabit konnten wir ja das ganze Jahr tragen. Dazu hatte ich um jene Zeit Scheffels Trompeter und Gaudeamus gelesen; alte Träume und Sehnsüchte, die ohnehin in meinem Herzen noch nicht ganz zur Ruhe gekommen waren, hatten mich wieder stärker bedrängt.

Es war keine ganz leichte Aufgabe, jedem Mitglied unserer Truppe eine bis ins letzte Pünktlein hinaus befriedigende Rolle auf den Hals zu schreiben. Immer wieder mußte ich da und dort ändern und erweitern, ohne daß indes das Stück als Ganzes erheblich hätte gewinnen oder einbüßen können. Soweit es sich um Kenntnis studentischer Bräuche und Gepflogenheiten handelte, betätigte sich mein Bruder als zweiter Autor in aufopfernder Weise.

Schon bei den ersten Proben erwies sich unser Ensemble als erstklassig. Auch das Stück war wirklich etwas nie dagewesenes, obschon dessen Motiv in wenigstens tausend Schwänken und Lustspielen wiederkehrt. Der Hauptheld unter den fünf übrigen, ein flotter Musensohn, dem die Anwartschaft auf das Vermögen einer steinreichen Tante die Möglichkeit gab, erkleckliche Schulden zu machen und auch seinen Kameraden wacker vorzuschießen, gerät dadurch in schwere Bedrängnis, daß die Erblasserin noch in alten Tagen einem argen Verschwender die Hand reichen will. Die Kommilitonen hauen ihn nun glücklich heraus, indem sie die auch ihnen unbequeme Heirat durch allerlei Streiche hintertreiben. Den Höhepunkt der Handlung bildete eine Kneipe mit zahlreichen, freilich zum Teil sehr unstudentischen Gesangseinlagen. Dazu kamen humoristische Vortragsstücke in Knittelversen, bei deren Beschaffung ich zu meiner eigenen Verwunderung zum ersten Mal eine kleine Reimgewandtheit bei mir entdeckte, die dann in der Folge meinem geruhigen Fortkommen leider hinderlich sein sollte.

Wir hätten keinen Augenblick gezögert, mit unserer „Studentenbraut" eine Gastreise durch alle größeren Städte Europas anzutreten. Statt dessen mußten wir uns glücklich schätzen, sie nach manchen vergeblichen Bemühungen in einem kleinen, weltentlegenen Wirtshäuslein unterbringen zu können, nicht ohne daß wir dessen Besitzer vorher beinahe Leib und Seele verpfändet hätten. Um etwas wie einen Saal zu gewinnen, mußte unser Gönner im obern Stockwerk seines Gasthauses zum „Grünenhof" die Scheidemauer zwischen zwei Kammern herausbrechen. Erst nachdem dies geschehen, waren wir endlich in der Lage, der kitzligen Frage des Bühnenbaues näher zu treten, welche Arbeit mir und dem Inhaber der Spazzo-Rolle überbunden wurde, natürlich unter Hinweis auf den großen mutmaßlichen Einnahme-Ueberschuß. Eine etwas zurückgebliebene Randföhre, die ich mir längst für diesen Zweck angemerkt hatte, fiel als erstes Opfer unseres Kunstsinnes: sie lieferte in der Folge die Bretter, die die Welt bedeuten. Mit Axt und Hobel, mit Säge und Stemmeisen schafften wir nun bei unfreundlichem Wetter und in Nachtschichten unermüdlich an der Herstellung des Bühnengerippes. Als Kulissen wurden billige rote und gelbe Tücher von Pfosten zu Pfosten

gespannt. Besonders viel Arbeit und Kopfzerbrechen bereitete uns der Vorhang „Die Rolle"; doch erfand Spazzo schließlich eine sinnreiche Aufzugs-Vorrichtung, die uns dann nachher wirklich selten im Stiche ließ. Als Symbol unserer künstlerischen Bestrebungen klebte ich auf die Vorderseite des grünen Vorhangstoffes eine aus Silberpapier ausgeschnittene Lyra auf.

So war alles aufs Beste vorbereitet, als der große Tag endlich heranrückte und ein Zeitungsinserat von unserem löblichen Vorhaben aller Welt Kenntnis gab.

Unsere Uraufführung nahm vor leidlich gutbesetzten Bänken einen verheißungsvollen Anfang und programmmäßigen Verlauf. Wir kamen uns in den durch einen Corpsbruder eigenhändig verfertigten roten Mützen und in unseren durch Aufnähen von Silberborten wenigstens unkenntlich gemachten Sonntagsröcken großartig und echt studentisch vor. Die Umwandlung des schlanken Kommilitonen Finke in eine ältere, korpulente Dame, die einzige Repräsentantin des Ewigweiblichen in unserem Kreise, nahm zwar zuweilen unheimlich viel Zeit in Anspruch. Glücklicherweise konnte man indes vom Zuschauerraum aus durch die dünne Stoffwand hindurch den einzelnen Phasen des Verkleidungsaktes folgen, weshalb unser Premièrenpublikum seine Ungeduld leidlich zu zügeln vermochte. Als wir freilich einmal sogar bei offener Szene auf das Erscheinen der ehrbaren Jungfer Sabine Althaus warten mußten, tönte es wiederholt von den Bänken herauf: „He do — bringed er sie nüme füre?"

Sobald dann aber die Vielersehnte auf dem Plan erschien, war die gute Laune jeweilen wieder allerseits hergestellt. Besondere Heiterkeit erregte es, als Finke einmal in der Eile vergessen hatte, vor seiner Weibwerdung die Kanonenstiefel auszuziehen.

Halb berauscht von der Aufregung und dem Glück des Spieles, vom lauten Beifall ordentlich eitel gemacht, näherten wir uns jetzt dem Höhepunkt und Schlußakt, der großen Kneipe, mit der wir dem Tag so recht die Krone aufzusetzen gedachten. Während wir bei den Uebungen gewöhnlich nur dünnen Most oder auch gar nichts getrunken hatten, durfte jetzt der helle Nektar unter keinen Umständen fehlen; und schon der Illusion zulieb, mußte jeder Zug studentische Uebung verraten. So war denn der Weinvorrat, über den unser Kneipwirt hinter den Kulissen verfügte, schon nach dem zweiten oder dritten Auftritt erschöpft; auf unser dringendes „Wein her!" platzte der Wirt zuletzt mit dem Verzweiflungsrufe auf die Bühne heraus: „Jo, ihr tumme Chaibe, wenn i kein' me ha!"

Sein besser bestellter Kollege von der Wirklichkeit ließ es sich nun angelegen sein, ihm unter freundlicher Mitwirkung des Publikums genügend neuen Stoff hinter die Bühne zu schmuggeln, wodurch das Spiel wieder von Szene zu Szene an Echtheit gewann. Einzelne Corpsbrüder waren bereits so sehr mit ihren Rollen verwachsen, daß es nicht mehr möglich war, eine genaue Grenzlinie zwischen Mensch und Mimen zu ziehen. Wohlwollende Zuschauer sahen mit ernstlicher Besorgnis einer Katastrophe entgegen, während andere mit der angenehmen Möglichkeit rechneten, das bezahlte Eintrittsgeld zurückverlangen zu können. Vielsagende Blicke kreuzten sich im Zuschauerraum. Ein altes Bäuerlein sagte mitten im Spiel ganz trocken zu seinem Nachbarn: „Du, Kueret, iez nimmt's mich nüme Wunder, worum 's Studiere so vill Gält chost . . ." Wir hatten eben vorher in den höchsten Tönen das Lob eines Zwölfsemestrigen gesungen, auf welchen Kantus sich der Verfertiger der Textunterlagen besonders viel zu gute tat:

. . . . Kunnt' man ihn erst singen hören,
Wenn der Wein nach oben ging!
Engel mußte es betören,
Wenn er an zu singen fing.
Denn er scheute keinen Schweiß,
Sang mit echtem Burschenfleiß:
Lauter als die anden all',
Klangvoll wie ein' Nachtigall.

Der hierauf folgende, im landesüblichen Moritatenstil gehaltene Einzelvortrag, wäre bei einem Haar ins Wasser gefallen. Schon der Umstand, daß der zum Vortrag Aufgeforderte nicht vom Stuhl aufzustehen wagte, stand einigermaßen mit den Eingangsworten seiner Darbietung im Widerspruch:

Ich erhebe mich mit Schauern,
Nämlich, ich muß sehr bedauern,
Die Geschichte, die ich bringe,
Handelt über schwere Dinge.

Immer war man im Zweifel darüber, ob die Ausbrüche der Heiterkeit dem Vortragsstück oder dem Zustande des Vortragenden galten, wenn dieser mit den merkwürdigsten Hand- und Armbewegungen deklamierte:

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lüb,
Er lübte sie mit heißem Trüb,
Er schlich zu ihr in finstrer Nacht,
Da weder Mond noch Sonne lacht!
Er schlich mit liebewarmem Sinn
Nebst einer Leiter zu ihr hin,
Und stellte seine Leiter —
Und so weiter . . .

Hier ließ ihn plötzlich das Gedächtnis im Stich; es war ein Glück, daß das Kneippräsidium in der Lage war, in den Riß zu treten und die Hystoria selber zu Ende zu erzählen. —

Durch eine geschickte Abkürzung, die das Ueberspringen einiger Auftritte ermöglichte, gelang es diesem letzteren, die Situation in dem Augenblick zu retten, als sie bedenklich zu werden drohte. Etwas verfrüht aber für einzelne fast wie eine Erlösung tönte der Schlußkantus durch den niedrigen Raum, und der grüne Vorhang mit der silberen Lyra deckte unseren teilweisen Schiffbruch mit dem Mantel der Liebe zu.

Trotz ihres ausgesprochen feuchten Charakters warf unsere Aufführung nachträglich ein wenig Staub auf. Einzelne Mitwirkende schieden zufolge elterlichen Machtspruches aus unserer Gesellschaft aus, die Lösung der Defizitfrage kurzerhand den andern überlassend. Durch die gemachten Erfahrungen gewitzigt, gelang es uns aber mit der Zeit doch, unsere Schlappe nach Möglichkeit auszuwetzen. Wir hatten durch sie eine eindringlichere Lehre erhalten, als durch manche Moralpredigt. Die „Studentenbraut" ging in der Folge, von dem pseudonymen Verfasser erfolgreich durchgesehen, noch mehrmals mit Glanz über die Bretter, jedesmal war es unsere ängstliche Sorge, der allzu großen Lebensechtheit einzelner Szenen vorzubeugen. Nur eines haben wir trotz der verzweifeltsten Anstrengungen nie fertig gebracht: aus unserer Kunst eine melkende Kuh zu machen.

Der Feldprediger.

(Aus einem Soldatenbrief an die „Freiämter Ztg.")

Das Regiment marschiert auf der staubigen Landstraße. Der Weg ist weit, der Sack schwer. Eine weiße Wolke umgibt die Marschkolonne und streut auf die dunklen Uniformen ein unfaßbares Graugemisch.

Er ist nicht mehr da, der die Truppen aufheiterte, der denen Mut zusprach, die ermatten wollten. Seine Worte eilen nicht mehr durch die Reihen, tragen nicht mehr die muntere Hoffnung einher, die belebt und tröstet.